

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

13.8.1916 (No. 33)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 33

Karlsruhe, Sonntag, 13. August

1916

Der mobile Nußbaum.

Männer sind morgens gekommen und haben dich gezeichnet. Auch du sollst mit in den Krieg; und dein stattlicher Stamm, der aus dem engen Höfchen des Hauses hochaufgeschossen überm Dache den Wipfelbusch breitet, soll Gewehrschäfte liefern

dem bedrängten Lande, dem die Flotten des Feindes die Hölzer kapern, die uns die Schlepper Amerikas brachten. Mir träumte dieselbe Nacht, wie statt eines Engelkopfes, der kahle Schädel des Todes aus den Wolken schaute. Holzhauer kamen mit Beilen, Sägen und Seilen, und geduldig liehest du dich an dem moosigen Fuße ansägen und stielst mit krachendem Donner, als stürzte eine Säule der Welt. Ich erwachte und sprang an das Fenster und weinte vor Freude, als ich dich mit den Blüten der Sterne in laublosen Zweigen klar vor dem Himmel erblickte, als hättest du dich bekränzt und verscheuchtest den Schlummer, jede Stunde noch auszukosten, die das Schicksal dir ließ, mein Kamerad! Denn auch ich und wir Zuhausegebliebenen alle

sind Reserven, alarmbereit, und jeder Tag in der Heimat ist uns seitdem täglich ein neues Geschenk. Die Waldeswildnisse, die ich kenne, Burgtrümmer und Ackerwege,

Ufer, Bachtäler, Kiesabhänge und Heiden — alles besuche ich noch einmal und schlürfe Deutschland ein wie einen berausenden Trank.

So verweile ich auch bei dir, du Wacht meines Hauses, der meinen Eingang und Ausgang gesegnet, seit ich als Kind die Schiffchen der Nußschalen ließ in den Tümpeln schwimmen und deine Früchte in Schaumgold und Silber vom Weihnachtsbaum pflückte.

Dein schwarzes Zweigegepinnt, das mein Fenster vergittert, Das Astloch am spangrünen Stamm, wo die Haubenmeise nistet. . . Deine wiegende Nette. . . Die weißen Wolken, die über dir fliegen, wenn du in bronzener Seide des ersten Frühlingslaubs prangst

— ach, wenn ich tausend Tode im Trommelfeuer sterbe, so habe ich vorher dafür tausend Leben gelebt.

Ja, ich weiß, auch du trägst, seit du gezeichnet, selig im Korb deines Wipfels die Last der Welt.

Die Sonne erhebt sich darin und der Mond wie glühende Früchte.

Ob in den grauen Mantel des Regens gehüllt, ob du aprilschlank das Haar zurückwirfst in das Blau, ob du über mein Fenster spreizest dein Netz von zitternden

Schatten,

jeden Blick abzufangen, den ich hinausenden will, und jedem den Weg zu verlegen, der zu mir eindringen möchte,

— Gesang bist du dir geworden und strahlst aus der dunkelen Erde

hinaus und rauschest mit in den brausenden Donner der großen Gemeinschaft, die uns alle als Brüder umschlingt.

Ja, eines Morgens, als es im Osten fliederrot tagte und die Gärten noch schliefen, überraschte ich dich,

wie du an beiden Seiten den grünen Mantel erfaßtest, und heimlich ansingst, dich tanzend zu wiegen, und ein Reigen

von lustigen Geistern kreiste mit um den tanzenden Baum O, daß dies Bild, in mein feuchtes Auge geschrieben,

mit meinem Auge vergeht! Daß du stirbst mit mir, wie das Bild erlischt, das von mir in dir wohnt! Daß

du mitnimmst mit dir dein Wissen um uns in ewiges Geheimnis!

Leo Sternberg.

Inhalt: Der mobile Nußbaum. Von Leo Sternberg. — Sheridan. Von Professor Dr. Friedrich Hirth. — Abtalgelächten und Sagen. Von Oberlehrer Bened. Schwarz.

Sheridan.

Von Professor Dr. Friedrich Hirth.

Die Verfallserscheinungen, die das England von heute auf politischem und kulturellem Gebiete aufweist, erstrecken sich in höchstem Maße auch auf sein Theater. Seit vielen Jahren ist aus dem Königreiche jenseits des Kanals kein Drama bekannt geworden, das nur im entferntesten auf die einstige große Blüte des englischen Theaters hindeutete, und die einzige Ausnahme, die Oscar Wilde darstellt, zählt deshalb nicht, weil er trischen Geblüts war, und man gewiß nur von einer politischen keinesfalls aber von einer ideologischen Einheit zwischen Großbritannien und Irland sprechen darf. (Wie ja auch in der Philosophie die einzige repräsentative Erscheinung, die wirklich neue Ideen hervorbringen wußte, im Gegensatz zu den Bacon, Locke und den andern, die auf vorhandenen Systemen weiterbauten, kein Engländer, sondern der Ire Berkeley war.) An den Reichtum, der das englische Theater vor der Zeit und zur Zeit Shakespeares und der Restauration auszeichnete, mahnt heute nichts mehr; entartet, wie das politische und völkerrechtliche Denken Englands, ist sein Theater, in dem nur die graffesten Schauereffekte und öde, dem Zirkus entstammende, mit der plattesten Musik aufgepußte Evolutionsstücke ihre Erfolge erzielen. Man wird

Shakespeare kaum irgendwo schlechter dargestellt und inszeniert finden als in London, und die dekorative „Aufmachung“ sowie die grotesken Verzerrungen, womit ein immerhin begabter Darsteller wie Beerbohm Tree Shakespeare „nachzuhelfen“ suchte, zeigen, daß man an der Thematik dem Geist des größten englischen Nationaldichters durchaus entfremdet worden ist. Man könnte nicht einmal behaupten, daß die Engländer von heute durch historische Rücksichten (die ihnen ja, wie ihre ganze Politik deutlich verrät, überhaupt völlig fremd geworden sind) dazu veranlaßt würden, das bedeutendste Genie, das ihrem Boden entstammte, so zu feiern, wie es ihm gebührt. Mit den kleinern Dichtern, die mit oder nach Shakespeare wirkten, beschäftigen sich die englischen Theaterleute überhaupt nicht mehr. Pietätsanwandlungen, wie wir sie in Deutschland und Oesterreich empfinden, belasten ihr Gewissen nicht, und man mag die Spielpläne vieler Jahrzehnte durchsehen, um der Aufführung eines Stückes von Farquhar, Vanbrugh, Villo, Moore oder Foote zu begegnen, durchaus Autoren, die an dem einstigen Ruhm der englischen Bühne mitbauen halfen, und deren Andenken zu ehren fast als nationale Ehrenpflicht erscheinen müßte. Aber kann man ernstlich von einem Volke fordern, daß es die Erinnerung an seine Bühnendichter festhält, wenn es die Gedanken seiner größten Staatsmänner, Canning's und Pitt's, so in ihr Gegenteil verkehrt, wie es die Engländer tun?

Der deutsche „Barbarismus“ ist sentimentalern Regungen zugänglich; er vergift nicht so leicht, was ihm einst teuer war, und historische Tradition ist uns fast in Fleisch und Blut übergegangen. So wollen wir auch, am hundertsten Todestag, des Dichters gedenken,

der unsre Väter einst entzückte, dessen Lustspiele zum eisernen Bestand aller unsrer Theater gehörten, die viele Jahrzehnte hindurch Richard Brinsley Sheridan beinahe besser pflegten, als dies in seiner Heimat geschah, die ihm überhaupt nicht allzu dankbar war. Kein deutsches Theater gab es, das seine „Lästerschule“ nicht jahraus, jahrein gespielt hätte; keinen großen Charakterspieler, der sich die Hauptrolle des Stückes hätte entgehen lassen. Lord Byron — der uns heute vielleicht noch teurer geworden ist, da wir wissen, wie sehr seine Anschauungen von denen der heutigen Engländer abweichen — war von keinem Dichter entzückter als von Sheridan, und das allein sichert ihm die Unsterblichkeit. Ihm rühmt der Dichter des „Kain“ nach, er habe in jeder Gattung das Beste vollbracht. Er habe die beste Komödie geschrieben, die „Lästerschule“, die beste Oper, die „Duenna“, die beste Farce, die „Kritik“, und die beste Epistel, den „Monolog auf Garrick“, und er meinte: „Seit des Orpheus Tagen ist ähnliches nicht dagewesen; er konnte einen Gerichtsvollzieher besänftigen.“

Diese Bemerkung zeigt schon, daß Sheridan mit des Lebens Not in heftigster Weise zu kämpfen hatte, daß der Kampf mit den gerichtlichen Vollstreckungsbeamten das ewige Hemmnis auf den Pfaden der freien Entfaltung war, daß er, Balzac oder Eliencron ähnlich, während die Bedürfnisse des Alltags unerbittlich mahnten, dennoch imstande war, die heitersten Gestalten und Situationen zu schaffen und sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln der Medisance über die Erden schwere zu erheben. Noch auf dem Totenbette mahnen den über und über Verschuldeten die Boten des irdischen Gerichts an seine Verpflichtungen, und der Gerichtsvollzieher will den Sterbenden seiner unbedingten Verpflichtungen wegen verhaften, ihn, der früher in Carltonhouse als Freund und Gesellschafter des Prinzen von Wales, des späteren Königs Georg des Vierten, mit den höchsten Summen um sich warf, dem keine Verschwendung zu groß, keine Ausgabe zu widersinnig war, dem das Geld zwischen den Fingern zerrann, das Geld, das er vielleicht ein paar Tage zuvor mühselig zusammengeborgt hatte.

Sheridan ist als Dichter, Theaterdirektor und Parlamentarier zu würdigen. Im englischen Unterhause spielte er viele Jahre hindurch die größte Rolle, und als Meister der Rede, dem glänzender Humor ebenso eigen war wie ergreifendes Pathos, wird er laut gerühmt. Die große Stellung, die er sich erobert, macht ihn fast übermütig; in Liebeshändeln und Duellen ist er unaufhörlich verstrickt, und die ewige Geldnot treibt ihn zu den abenteuerlichsten Spekulationen. Da er sich nicht anders zu helfen weiß, um sein Leben zu fristen, kauft er das Drury-Lane-Theater (seine Frau, Miß Linley, war an dieser Bühne Schauspielerin), ohne auch nur einen Pfennig zu besitzen, und das Unglück, sein treuester Begleiter, verfolgt ihn auch hier, denn das Theater geht in Flammen auf. Auch seine Macht im englischen Parlament verflücht allmählich; er, der das Ohr der Menge wie kaum ein anderer seiner Zeit hatte, muß erleben, nachdem er sich in immer stärkerer Maße dem Trunk ergeben hatte, daß man ihn in einer Wählerversammlung zu Stafford unter den wütesten Lärmzügen von der Rednerbühne treibt. Vielleicht hätte es ihn, der auf Glanz und äußere Ehren sehr viel hielt, erfreut, hätte er gewußt, daß in seinem Leichenzuge Brüder des Königs, Herzoge, Grafen und Bischöfe schritten, die damit den lustigen Kumpan der heitersten, genußreichsten Stunden ehrten. Denn in den langen Jahren, die Sheridan dem englischen Unterhause angehörte, hatte er vor allem eins verstanden: sich Achtung vor seiner strengen Rechlichkeit zu erwerben. Er war ein „unentwegter“ Anhänger von Fox, unter dem er auch Sekretär der Schatzkammer wurde, und obwohl er bei Einführung des Ministeriums Pitt diese Stelle verlor, wahrte er seinem Freunde Fox die Treue und hielt während der Präsidentschaft von Pitt seine berühmte gewordene Rede als Ankläger gegen Warren Hastings, den ehemaligen Generalgouverneur von Ostindien, der dort gegen die eingeborenen Fürsten ein wahres Schreckensregiment ausgeübt hatte. Wenn man Sheridan nach dessen Tode über alle Maßen ehrte und ihm sogar eine Begräbnisstätte in der Westminsterabtei zuerkannte, so lag darin die Anerkennung für sein reiches parlamentarisches Wirken, aber auch die neidlose Anerkennung eines Dichters, der nie davor zurückgeschreckt war, den Engländern furchtlos den Warnungsspiegel vorzuhalten.

Sheridan ist ein überaus wertvoller Dichter, der im Lustspiel unendlich anmutige Anregungen gegeben hat, und dem man am ehesten gerecht wird, wenn man ihn als Wilde der Restaurationsepoche bezeichnet. Des Iren „Idealer Gatte“, diese ausgezeichnete Satire auf das gesellschaftliche Leben der englischen Hauptstadt, klingt in Situationen und Gedanken an die „Lästerschule“ an. Und ein paar Typen, vor allem die intriganten, ewig medissierenden Damen, die an niemand ein gutes Haar lassen, findet man bei Sheridan ebenso wie bei Wilde. Auch darin gleichen sie einander, daß nicht das Gerüst der Handlung, sondern der blendende, schillernde Dialog, der in den geistvollsten, schlagendsten Wendungen prunkt, ihren Komödien den Wert verleiht. Originelle Erfindung ist beiden nicht eigen; Wilde borgt unbekümmert bei Sardou, Sheridan bei Molière; die Fabeln sind nur der Canvas, der mit bunten Fittern von Apereus, Aphorismen,

Stachelworten bestickt wird, der glänzt und leuchtet, aber wenig wärmt. Hierin leisten sie das Beste, was sie zu geben haben. Und es ist sicher nicht bloß ein Zufall, daß beide aus Irland stammen (Sheridan wurde gleich Wilde in Dublin geboren), dem Land, das immer die stärksten oppositionellen Regungen gegen das offizielle Großbritannien erfüllten. Vielleicht mag es übrigens daher rühren, daß Sheridan im heutigen England ziemlich vergessen ist, wie sich ja auch Wilde der Gunst Old Englands niemals in besonderer Maße erfreute. Aber aus der Heimat müssen beide Dichter die stärksten Impulse für ihre satirischen Neigungen mitgebracht haben, und Irland hat allen Grund, stolz darauf zu sein, daß der größte englische Lustspiel-dichter des achtzehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts seinem Boden entstammt.

Es ist nur ein halbes Duzend von Lustspielen, auf denen Sheridans Ruhm ruht. Mit der Erfindung der Handlung hat es sich der Autor unendlich leicht gemacht; dasselbe Schema von Verwicklungen kehrt in beängstigender Unermüdlichkeit immer wieder. Immer drehen sich die Stücke um Schwierigkeiten bei Heiraten, die durch den *deus ex machina* gelöst werden. Der Typ des Sir Oliver Sursag, des Oheims in der „Lästerschule“, der aus weiter Ferne nach Hause kommt und dort Konflikte schlichtet, wird in allen Stücken variiert. Die deutsche Literatur hat sich dieser Gestalt bemächtigt und sie in zahllosen Stücken auf die Bühne gestellt. Namentlich bei Kozebue begegnet man ihr in fast allen Lust- und Schauspielen, und es mutet fast wie ein historischer Witz an, daß Sheridan, dem Kozebue so vieles verdankte, sich veranlaßt sah, ein Stück des Deutschen, den „Bizarro“, für die englische Bühne zu bearbeiten. Von Sheridan hat Kozebue aber nicht nur den Charakter des gutmütigen Postlers genommen, der alle verfahrenen Handlungen in das rechte Geleise bringt, sondern auch das Schema der Stücke selbst. Wie bei dem Iren, will auch bei ihm meist ein Vater aus eigennütigen Beweggründen die Vereinigung zweier Liebenden hindern. Das Mädchen soll einem Verhafteten die Hand reichen, sträubt sich dagegen und findet Rettung. Diese Handlung wird in allen denkbaren Varianten ausgeschöpft. Entweder wird dem Mädchen ein Bräutigam aufgenötigt, den es, ohne seinen Namen zu kennen, ohnehin liebt, oder ein von ihm gewünschter wird ihm verweigert, ein ungewünschter zugeschoben, oder es weiß in seiner Unschuld überhaupt nicht, wen und was er will. Die Entwicklung des Widerspruchs von Eigenwillen und väterlichen Autorität, Pietät und Liebe, Haß und Neigung ist recht eigentlich die Domäne Sheridans, wie es vor ihm die Domäne Molières, nach ihm Kozebues gewesen.

Über diesem hölzernen Gerüste war natürlich Sheridans Interesse nicht zugewendet. Ihm ist vornehmlich um eindringliche Schilderung von Charakteren und um deren Verhöhnung zu tun. Vom Wahnhastigen bis zum Heuchler, vom Backfisch bis zur lusternen Ehefrau werden alle Typen der Gesellschaft vorgeführt und ihre Fehler verspottet. Daneben begegnen die heiratsstolle Alte, der verliebte Junggesell, der eitle Landjunker, durchaus Personen, denen man im Leben tausendfach begegnete, und die nur, mit dem Auge des Satirikers gesehen, auf die Bühne gebracht werden mußten. Schon dadurch, daß Sheridan die Menschen seiner Zeit darstellte, zeigt er, wie sehr sich sein Lustspiel von Shakespeares unterscheidet. Dessen Lustspiele sind Produkte reiner Phantasietätigkeit, die als handelnde Personen Könige, Herzoge, Grafen, als Schauplatz meist einen Fürstenhof haben. Aus dem Reich der Phantasie kommt Sheridans „Mufe“ in nüchterner Wirklichkeit; die Familie bildet den Untergrund der Stücke, Könige werden Bürger, Königinnen werden Mütter, Halbgötter — Paradeoffiziere. Shakespeare reißt in seinen Lustspielen an einem dünnen Faden eine Reihe interessanter Episoden und führt in kühnem Flug die Hörer von einem Land ins andre, von einem Königshof zum andern und unterhält durch die Fülle genialen Geistes; die Phantasietätigkeit des Dichters bedingt die Handlung seiner Stücke. Anders Sheridan: in engster Begrenzung bringt seine Komposition die Charaktere, und ihr entsprechend entwickelt sich die Handlung aus Atomen bis zur letzten Konsequenz. Auf unzertrennliche Weise sind die Handlung und die Charaktere verbunden; sie gehen auseinander hervor und wirken aufeinander, wodurch der Gipfel komischer Kunst erreicht wird.

Von den sechs Lustspielen Sheridans muß man die „Lästerschule“ und die „Kritik“ am höchsten stellen. Ein Milieu wie der Empfangsalon der Lady Sneerwell, worin die dominierende englische Gesellschaft durch ein Brillantfeuerwerk sprühender Witze lächerlich und verächtlich gemacht wird, ist vor Sheridan auf keinem Theater zu sehen gewesen. Und ebensowenig eine Charakterfigur wie der Puff in der „Kritik“, ein ungemein realistisch aufgestellter Typ des verwerflichen Journalisten, echter als Freytags Schmock, den ein Schuß ziemlich falscher Sentimentalität ein wenig unglaublich erscheinen läßt. Sheridans Puff, der für die Kunst der Reklame, die Kunst des puskung symbolisch geworden ist, bleibt eine unsterbliche Figur, und die englische Journalistik von heute, deren Handwerk im

Grunde nur auf der Kunst des Puffens beruht, hätte allen Grund, ihres Hnherrn in steter Dankbarkeit zu gedenken. (Ein Versuch Kogebues, die prachtvolle Gestalt Puffs als Redakteur habicht in seinem Lustspiel „Die Unglücklichen“ nachzubilden, ist recht schwächlich geraten.)

Die oppositionelle Stellung, die Sheridan gegen das gesellschaftliche Leben seiner Zeit einnahm, läßt begreiflich erscheinen, daß die führende englische Kritik ihm wenig günstig entgegenkam. Man wirft ihm immer wieder vor, daß er in vieler Hinsicht von Molière abhängig sei, und vergißt dabei geflissentlich, daß es ihm gar nicht um die originelle Erfindung neuer Handlungen zu tun war, sondern daß ihm die alten Schläuche grade gut genug waren, um sie mit neuem Wein zu füllen. Wie selten ein anderer Dichter, verknüpft Sheridan Realismus und Idealismus. Er gestaltet Menschen von Fleisch und Blut — bei Molière sind, zum Beispiel, die Liebespaare immer erstarrte Schemen — und nimmt den Kampf gegen die Schattenseiten seiner Zeit, gegen Laster und Torheit der Gesellschaft mit größter Unerbittlichkeit auf. Er ist ein Sittenrichter von freiester Denkweise, und wenn seine Satire scharf und ätzend ist, so ist kein Anlaß, dem Dichter die Schuld daran beizumessen, sondern einer Zeit, die ihm das Material dazu lieferte. Wenn sich einst des englischen Kritikers Ward Prophezeiung erfüllen sollte, daß die Zukunft des Theaters dem englischen gehöre, so widerspricht die Gegenwart dieser Verkündigung zweifellos in stärkstem Maße. Zur Wahrheit könnte sie nur dann werden, wenn der englischen Bühne wieder ein Dichter vom Range Sheridans erstünde, der den Freimut hätte, den Entartungen des öffentlichen Lebens in England mit derselben Kraft und Festigkeit entgegenzutreten. An Anlässen und Anregungen hierzu würde es einem neuen Sheridan heute gewiß nicht fehlen.

Albtalgeschichten und Sagen.

Von Oberlehrer Bened. Schwarz.

II.

Nach Verlesung des „Uebertrags“ (Vertrags) brachten die beiden Parteien, Ettlinger und Speffarter, ihre Klagen vor. Zuerst verlangten die Ettlinger, die Speffarter sollten in den Waldungen des Klosters noch einmal soviel Bauholz hauen, als in denen der Stadt („wann einer von Speffhart Ein stuch Bauholz haww Inn der von Ettlingen waldt, So soll Er alle mahl zwey stuch Inn des Klosters Frauenalb weldern hawwen“). Da in dem früheren Vertrag darüber nichts enthalten war, wurden die Ettlinger abgewiesen.

Dagegen beschwerten sich die Speffarter, daß sie für eine „Einung“ (Waldfrevel) dem Ettlinger Waldförster „dritthalb schilling pfennig“ zu geben gezwungen seien; dem hielten die Ettlinger entgegen, daß sie ihrerseits dem Waldförster jährlich Korn und Geld als Gehalt geben, und daß derselbe seit altem Herkommen berechtigt gewesen sei, die Frevelgelder einzuziehen. Es wurde darauf entschieden, daß die Speffarter, wenn sie Waldfrevel verübten, die Frevelgelder in der Höhe, wie sie von Ettlingen aus festgesetzt würden, an den Förster zu zahlen hätten.

Den Verhandlungen entnehmen wir die interessante Tatsache, daß trotz des großen Holzreichtums und der geringen Menschenzahl bestimmte geschädigte Waldungen in „Dann“ gelegt wurden, d. h. ihre Benutzung, sowohl was Holz als Weiden anbelangt, verboten wurde, „bis sie wider uffschomen und wachsen wurden“. Die Speffarter beschwerten sich hierüber, weil es in einem früheren Entschaid geheißen habe, sie dürften „holzen und waiden“, an welchem Ende des Ettlingers und des Klosters Wald sie wollten. Da jedoch das Verbot der Benutzung gewisser Waldstrecken direkt vom Markgrafen, „dem die Herrlichkeit und Eigenschaft der genannten Wälder zustünde“, erlassen worden war, so wurde ihnen der Entschaid gegeben, „Sie mögen das unnserrn gnedigen Herren dem marggraven fürbrängen.“

Des weiteren klagten die Ettlinger, daß die Speffarter ihre Schweine nur in ihren und nicht auch in des Klosters Wald trieben und dadurch ihnen Schaden zufügten. Die Speffarter erklärten hierauf, das könnten sie halten, wie sie wollten; sie seien berechtigt, in beide Wälder mit ihren Schweinen zu fahren, aber nicht dazu gezwungen. Diese Berechtigung wurde ihnen in dem neuen Urteil zugestanden.

Mit diesem Schiedsgerichte waren weder Ettlinger noch Speffarter einverstanden, und es kam zu neuen Reibereien; beide Teile, diesmal jedoch das Kloster für Speffart, wandten sich an den Markgrafen Karl I. von Baden; dieser ließ 1472, „um beiden Teilen zu Frieden und Einigkeit zu verhelfen“, durch eiliche Räte die „vorgerrürten Spenne“ in Augenschein nehmen und dann am Mittwoch nach unserer lieben Frauen Conceptionstag desselben Jahres eine neue Entscheidung treffen. Nach derselben wurde den Ettlingern von neuem das Recht eingeräumt, daß „Ihre Hirten mit Ihrem wise durch die vier gassen von Speffhart, durch das Dorff oder neben dem Dorff hin und wider herdurch, doch ohne denen von Speffhart an Ihren eigenen guettern zu schaden“ fahren dürften, wenn sie auf die Weide an der Moosalb trieben. Da die Speffarter ihr Bauholz in nächster Nähe des Dorfes holten, so war die Folge davon, daß der an das Dorf grenzende Wald in schlechtem Zustande war, und besonders die großen Eichen fehlten, die das Schweinefutter

lieferten. Deshalb wurde dieser Wald in „Dann“ getan, und daß sie ein „ander stuch uffgethon“, das sie für ihr Vieh zum Weidgang benützen konnten.

Dieser Wald- und Weidprozess zwischen der Stadt und dem Dorfe war jedoch damit nicht beendet; er ruhte wohl lange Zeit, sei es, daß die Parteien des Haderns müde waren, sei es, daß die Zeitverhältnisse — der Bauernkrieg und andere kriegerische Zwistigkeiten der Fürsten, Städte und Bauern hielten die Bevölkerung der Gegend in Atem — vom Prozessieren abhielten. Er lebte von Zeit zu Zeit von neuem auf und führte zu neuen Entschaiden, so 1607, wo durch einen Vergleich Holzbezug und Weidrecht neu geregelt wurde. In den 1780 Jahren wurde die Stadt Ettlingen schuldig erkannt, der Gemeinde Speffart zur Erwärmung der Schulkübe ein Quantum Holz zu verabreichen, weil ein solches auch der Gemeinde E. abgegeben wurde. Auch wurde festgesetzt, „daß die Stadt Ettlingen, welche infolge herrschaftlichen Verbots ihren Bürger kein Holz zu Brunnenrögen mehr abgibt, solches der Gemeinde Speffart zu geben schuldig sein, bis ihr die Fertigung von Brunnenrögen aus Holz von der Obrigkeit untersagt würde.“

Der Prozess kam sogar vor das Reichskammergericht in Weßlar, wo für eine Verschleppung erst recht gesorgt wurde; die Akten hierüber im Speffarter Gemeindearchiv können darüber manches erzählen. Im 19. Jahrhundert kam die Sache vor das Obere Hofgericht, und erst in den 1860er Jahren kam ein Vergleich zustande, wonach die Stadt Ettlingen an Speffart von ihren im Albtal gelegenen Waldungen 660 Morgen zu Eigentum abtrat. In diesem Vergleich sicherten sich auch die Speffarter das Recht, an dem Steinbrunnen, der im Ettlinger Wald liegt, in Zeiten der Not Wasser holen zu dürfen. Die in den 1890er Jahren erstellte Wasserleitung hob einen solchen Nothstand für immer auf.

Man wird es begreiflich finden, daß solche Reibereien zwischen zwei Nachbargemeinden Stoff zu sagenhaften Geschichten, wie die oben erwähnte Feldmesserfrage, in Hülle und Fülle bot. In ihnen gehört auch die anderwärts verbreitete Sage von dem Waldförster, der falsch schwört und dafür „umgehen“ muß. Das Volk zeigt heute noch die Stelle, wo der Ettlinger Förster oder Stadtrat, wie die Leute erzählen, seinen Spuk treibt, und gerade an dieser Stelle reicht die Ettlinger Gemarkung ein Stück tief in diejenige von Speffart hinein. Ob nicht die Geschichte vom Totenmannstein mit dieser ewigen Fändeln in Verbindung steht? Allerdings weist die Sage auf ein anderes Vorkommnis hin: In einem Sonn- oder Feiertage habe ein Mann von Schöllbronn Vogelnester ausnehmen wollen und sei dabei von einem Baum zu Tode gestürzt. Woher dann aber die alte Geschichte (1587?): „Zum Totten Mann bin ich genant von altersher von der Statt Ettlingen“?

Der Umstand, daß dieser sagenumwobene Stein an der alten Römerstraße liegt, die von Ettlingen über Speffart ins Albtal führte, und daß hier in der Nähe eine kleine römische Siedelung gewesen sein mußte — in Schöllbrunn wurde in den 1880er Jahren ein römischer Opferstein gefunden —, hat zu nachfolgender Deutung der Sage Anlaß gegeben:

Geistererscheinung beim „toten Mann“.

Hast Du Gespenster gesehen, mein Freund, während des Wakkens hienieden?

Wann nur auch sollt' ich gesehen sie haben, giebst Du mir lächelnd zur Antwort.

Lächle doch nicht, dieses ungläubige Lächeln, Du glaubest gewiß nicht an Geister!

Wald überzeug' ich Dich besserer Wahrheit; doch komm' mit mir so gleich.

Nach wir eilten hinab ins liebliche Albtal (freundlich sprachte der Mond)

Hin, wo die Alb die kälteren Wasser der Moosalb empfängt;

Am der Mühle vorbei fährt der Weg.

Wiesen, vom Walde begrenzt, liegen in grauer Nebel gehüllt.

Dort an der Ecke des Waldes, wo düstres Erlengebüsch rauscht,

Wachten wir Halt und suchten dann Schutz im dichten Gesträuche.

Kalt war die Nacht und schneidend der Thalwind;

Fester umschloß der beschützende Mantel den schauernden Körper.

Schaurig ertönt durch die Stille der Nacht der Klang der ehernen Glocke:

Es Uhr schlug es vom Turme, die Stunde der Geister begann.

Kaum war der letzte der Schläge verklungen, da ging es durch Mark und Gebein uns.

Lärmend vom Berge herab auf die Straße, in grauer Vorzeit von Römern gebaut,

Kam es wie Wagensgerassel und Wassengeklirr; uns standen die Haare zu Berge.

Allen voran auf schraubendem Rosse der Feldherr; ihm folgte der römische Adler,

Dann die hohen Gestalten der römischen Krieger; die Waffen erglänzten im Mondschein.

Schließend den Zug erscheinen die Wagen, bespannet mit kräftigen Tieren.

Nah am Fuße des Berges beim Steine, den Volksmund zum toten Mann nur genant,

Fällt plötzlich der Zug, dem stummen Befehle des Führers gehorchend.

Und aus dem Heer der gewaffneten Geister treten einige schnell jetzt hervor,

Legen den Schild und das Schwert, auch Bogen und Köcher zu Boden,

Wälzen der Felsen dann größte herbei, (viele dort liegen zerstreuet im Walde),
 Bauen sogleich den Altar; soll es ein Opfer hier geben?
 Schweigend im Kreise vor den kunstvoll sichfügenden Steinen steht die Schar.
 Bald war geendet das Werk; d'rin scheinen die Geister geübet.
 Erust wie ein Priester bestiegt der ergrauete Feldherr die Stufen des Altars,
 Greift in die Falten des wehenden Mantels und zieht, hoch es erhebend zum Himmel,
 (Seltsam wohl deucht euch die Sache, mir und dem Freunde nicht minder)
 Mit dem Bilde des sterbenden Heilandes geschmückt ein Kreuz vor;
 Auf den Altar dann besetzt er es und sinkt davor nieder.
 Rasch auf die Knie' sinken die hohen Gestalten, erheben die Hände zum Gebete.
 Stille ringsum; Thränen im Aug' und das Antlitz weißvoll zum Himmel gerichtet,
 Hohlklingend die Stimm', doch weithin vernehmbar, betet also der Alte:
 Vater dort oben, nicht schlimmere Menschen gab es jemals als uns;
 Lebend der Sünd' und jeglicher sündiger Lust, genossen wir fröhlich des Daseins;
 Raubend und mordend und würgend die Unschuld waren alt wir geworden.
 Dstmalz zogen hier wir vorbei auf dem Wege nach unserem Warte-turm,
 Desterz vertrat uns Vater Sebalbus den Weg, uns mahnend zu besserem Leben.
 Immer verspottend und immer verachtend des Heiligen Lehre zogen wir weiter;
 Einstmalz hatten wir droben im Hofe von Speffart geraubt und geplündert;
 Reich mit Beute beladen, so kehrten wir heimwärts, als uns an dieser Stätte Sebalbus begegnet.
 Funkelnden Auges gebietet er uns, zurückzuerstatten das Geraubte dem Bauer,
 Nennst Mörder und Mörder die Krieger, nicht Wut und nicht Zorn derselben Befürchtend.
 Mächtig wallt uns das Blut bei solchem Gerede; zu weit schien der Vater zu gehen.
 Schnell hielten wir Rat und beschloffen, an ihm jezt Rache zu nehmen.
 Blutend aus vielen von unsern Waffen geschlagenen Wunden hauchet die Seele er aus;
 Sterbend vergiebt er den Mördern und bittet den Vater der Menschen um Gnade.
 Doch nicht Ruhe mehr sollten wir finden hlenteden, nicht Ruh' mehr im Tode;
 Mächtiglich uns hier zu versammeln, die blutige That zu gestehen
 Sind wir verdamm't, und reuwill bekennen wir sie an des Mordes unheimlicher Stätte.
 Müßen lang' wir noch büßen das schwere Verbrechen? Gieb Gnade uns bald und Erbarmen!
 Erbarmen, Vater, gieb uns, Erbarmen, Erbarmen scholl es im Chor.
 Grausen erfah't uns bei diesem Geseule; enger verschlungen sich unsere Arme,
 Dumpf erkönten vom Turme des höher gelegenen Dorfes zwölf Schläge der Glocke.
 Raum war der letzte derselben verklungen, als die Geister verschwand; hell glänzte der Mond.
 Schweigend betrachtet' der Freund mich, schweigend ich ihn; lautlos verließen wir eilig die Stätte.
 Lautlos hatten wir bald das Dörflein erreicht; Handschlag und Gruß und eilig nach Hause.

* * *

Wir haben seither viel vom Dorfe Speffart gesprochen; es dürfte deshalb am Platze sein, über die Geschichte dieses Dorfes einige Nachrichten zu hören. Der Name des Dorfes lautete früher Sehhart-Spechtshart, was mit Spechtswald gleichbedeutend wäre.
 Urkundlich erstmals erwähnt wird Speffart im Jahre 1292; im Mai dieses Jahres schenkte Markgraf Friedrich II. von Baden, der Sohn Markgraf Hermanns VII., zwei Mühlen bei Fürstzell im Albale an das Kloster Herrenalb. Dieses Fürstzell ist eine sogenannte Dedung in der Nähe des Burgstädtels bei der Spinneret, also direkt unter dem Dorfe Speffart gelegen. In der Schenkung war das Banrecht für Speffart, Busenbach, Reichenbach und andere umliegende Orte inbegriffen, d. h. alle diese Orte waren verpflichtet, in einer der beiden Mühlen ihr Getreide mahlen zu lassen. Speffart muß also 1292 schon ein Dorf gewesen sein. Es war um diese Zeit im Besitze zweier Adelsfamilien; die eine Hälfte gehörte den Herren von Müppurr, die andere den Herren von Albstadt, die es selbst wieder den Herren von Rohwaag zu Lehen gegeben hatten. Die beiden ersten Familien hatten ihren Stammsitz in den beiden gleichnamigen Dörfern, während die Stammburg der letzteren bei Balingen an der unteren Enz stand. Wie diese Familien zu Besitzungen da droben auf den Höhen des Albales kamen, ist wohl schwerlich nachzuweisen.

Am 25. Januar 1294 verkaufte Ritter Heinrich von Müppurr seinen halben Teil an dem Dorfe Speffart mit der Vogtei und allen

Gütern und Rechten, mit Ausnahme seiner eigenen Leute daselbst, an das Kloster Frauenalb um 63 Pfund Heller. Ferner verkaufte am 22. April desselben Jahres Gerhard von Albstadt seinen halben Teil am Dorfe Speffart samt Gütern und Rechten um 150 Pfund Heller an dasselbe Kloster. In beiden Urkunden wird Speffart Speteshart geschrieben.

So war also 1294 fast das ganze Dorf Speffart Eigentum des Klosters Frauenalb geworden; das Kloster blieb im Besitze des Dorfes bis zur Säkularisation, 1806, also über 500 Jahre. Einzelne kleinere Güter und Gefälle, die noch im Besitze anderer Herren waren, kamen im Verlaufe der Jahre ebenfalls an Frauenalb. So lesen wir, daß der Wdt Wolf von Hirsau im Jahre 1455 Güter mit Zinsen, Gülten und Zugehörden um 50 Gulden an das Kloster verkaufte.

Als Klosterdorf hat Speffart keine eigentliche eigene Geschichte, wie wir das bei Schöllbronn gesehen haben. Die Bewohner lebten schlicht und recht dahin, bebauten ihr Feld und zinsten dem Kloster, welches die Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Gemeinde in der Hand hatte. Schultzeiß und Gericht waren von der Weibtsin geseht und hatten keine eigenen freien Rechte.

Das Dorf hatte ursprünglich keine eigene Kirche; die Leute mußten nach Ettlingen zur Kirche gehen. Im Jahre 1493 trat nun hierin eine Aenderung ein. Die Speffarter bauten mit Genehmigung der Weibtsin Margarete von Weingarten zu Frauenalb eine eigene Kirche („ein eygens Kirchlin“) der alten und franken oder schwachen Personen willen, die die Kirche zu Ettlingen nit allwegen zu besuchen vermögen. Darin sollte ein Geistlicher des Ettlinger Kollegialstifts wöchentlich eine Messe lesen, und zwar an einem Werktag. (Urkunde vom 22. April 1493). Der Generalvikar des Bischofs Ludwig zu Speier, Bischof Heinrich von Thermopylä, weihte am 28. April die Speffarter Kapelle zu Ehren der hl. Jungfrau und des hl. Antonius und einen Altar zu Ehren der hl. Jungfrau, der Heiligen Antonius, Wolfgang und Erasmus. Zugleich sicherte er denen, die an bestimmten Tagen in der Kapelle ihre Andacht verrichten oder sie beschenken, gewisse Ablässe zu. Der hl. Antonius ist heute noch der Schutzpatron der Speffarter Kirche.

In einem Speyrer Kirchenvisitationsprotokoll vom Jahre 1715 lesen wir, daß die Kirche und der Turm dermaßen ruinirt sind, daß die bischöflichen Gesandten kaum die Messe lesen konnten. Auch sei der Kirchhof (Friedhof) durch das Begraben verschiedener andersgläubiger Soldaten „profaniert.“ Diese hier beerdigten Soldaten lagen zu jener Zeit in den „Ettlinger Linien,“ deren Verteidigungswerke hart an das Dorf Speffart heraneichten.

Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Speffart keine eigene Schule; seltsamerweise mußten die Kinder des Klosterdorfes in der Schule des markgräflich-badischen Dorfes Schöllbronn ihre Wissenschaft schöpfen. Als dann in Speffart nach 1762 ein Lehrer angefleht wurde, hielt dieser seine Schule abwechselnd in verschiedenen Häusern. Um das Jahr 1800 wurde im Gemeinshirtenhaus Schule gehalten. Doch war in diesem kein Raum für die Wohnung des Lehrers, wie ein Teil der Speffarter Bürger beim Amte angab, während der andere Teil behauptete, daß in dem Hirtenhaus eine geräumige Wohnung vorhanden sei. Um die Frage zu entscheiden, wer recht hätte, wurde Stadtbaumeister Wisch in Ettlingen beauftragt, einen Augenschein vorzunehmen. Dieser berichtete nun folgendes:

Im Speffarter Hirtenhaus ist eine Schulstube, in welcher Raum für die 57 Schulkinder ist, wenn diese mit Lesen und Rechnen beschäftigt werden; sobald sie aber schreiben wollen, mangle es sehr am Platze. Die Wohnstube wäre zwar groß genug zur Aufstellung eines Bettes, eines Tisches und eines Klaviers, aber nicht hinreichend für eine Haushaltung. Für eine Schlafkammer wäre kein Raum vorhanden. Schul- und Wohnstube wären $7\frac{1}{2}$ Schuh hoch. Die Küche ist zur Not groß genug, und im Stall hat allenfalls eine Kuh mit einem halben Plat; aber für Futtermittel ist kein Raum vorhanden. Nur auf dem Speicher unter dem Dach ist ein Plätzchen für ein wenig Heu und Stroh. An diesem vorbei führt ein Kamin, aus stehenden Backsteinen ausgeführt, welcher den Rauch aus Schule, Wohnstube und Küche ableitet. Da sei die Gefahr vorhanden, daß eines Tages alles in Flammen aufgehe.

„Das Ganze gleicht,“ berichtet Wisch wörtlich, „der Hütte eines armen Mannes, ohne Hof, ohne Garten. Ich sehe demnach nicht ein, wie man eine solche Hütte zu einem Schulhaus bestimmen, und wie man noch lange darüber debattieren kann, wenn nicht aus den Akten ersichtlich wäre, daß das Schulhaus quasi ein Scheinobjekt vor Familienspaltung eines Ortes wurde, das wohl das einzige in seiner Art sein möchte, wo unter 57 Bürgern 16 mit dem Geschlechtsnamen Weber und 15 Döhsen sind.“

Auf Wischs Bericht hin wurde sogleich der Plan zu einem neuen Schulhaus anfertigen lassen, und man ging daran, den Entschluß in die Tat umzusetzen. Obgleich nun die seitherigen Gegner eines Schulhausneubaus den Pfarrer und den Lehrer „mit Versagung der Zufuhr des nötigen Brennholzes necken,“ wurde gebaut.

Mit dieser kleinen Schulhausbaugeschichte, eines Albstadtklosterdorfes, die kulturgeschichtlich bemerkenswert ist, schließen wir für diesmal unsere Mitteilungen.